

MATTHES
& SEITZ
& BERLIN
PAPER.
BACK

Vera Brittain

VERMÄCHTNIS
EINER JUGEND

Aus dem Englischen
von Ebba D. Drolshagen

Matthes & Seitz Berlin

Für
R. A. L. und E. H. B.
Im Gedenken

Andere blieben ohne Nachruhm; sie sind erloschen, als wären sie nie gewesen. Sie sind, als seien sie nie geboren worden, ebenso auch ihre Kinder. Aber sie waren ehrenwerte Männer, deren Rechtschaffenheit unvergessen ist ... Ihre Leiber sind im Frieden begraben; aber ihr Name lebt ewiglich. Die Menschen werden von ihrer Weisheit sprechen, die Gemeinde ihr Lob verkündigen.

Sirach – Kapitel 44

VORWORT

Seit bald zehn Jahren verspüre ich den immer dringender werdenden Wunsch, darüber zu schreiben, was die Kriegs- und Nachkriegszeit – die Jahre vor 1914 bis etwa 1925 – für jene Männer und Frauen bedeutet, die, wie ich, bei Kriegsausbruch an der Schwelle zum Erwachsensein standen. Ich wollte einen Eindruck davon vermitteln, wie diese Epoche das Denken und das Leben sehr vieler Menschen verändert hat, die, in all ihrer Unterschiedlichkeit, wie meine eigene Familie der breiten Mittelklasse angehören.

Ich wusste, dass ich versuchen musste, Geschichte anhand meines eigenen Lebens zu erzählen, um so einige Aspekte von Wahrheit, Hoffnung, Sinn zu retten, die die Zerschlagung meiner Jugend durch den Krieg überlebt haben und die möglicherweise noch von Wert sind. Dazu muss ich auf eine Vergangenheit zurückblicken, derer viele von uns überdrüssig sind, weil wir lieber auf das Morgen schauen als auf das Gestern. Aber nur im Lichte dieser Vergangenheit können wir – eine erschöpfte Generation, die jetzt auf das öffentliche Leben Einfluss zu nehmen beginnt und sowohl die Gegenwart gestalten als auch die Zukunft entwerfen muss – uns selbst verstehen oder hoffen, von unseren Nachkommen verstanden zu werden. Ich wusste, dass ich nichts anderes, auch nur entfernt Sinnvolles würde schreiben können, bevor ich versucht hatte, etwas zu diesem Verständnis beizutragen.

Wie dies zu tun sei, schien zunächst offensichtlich: Es ging um die Schilderung, auf welche Weise sich die englische Mittelklasse, ihre Interessen, Werte, gesellschaftlichen Ideale und auch die politischen Ansichten seit meiner ersten bewussten Erinnerung gewandelt hatten, um dann, vor dem Hintergrund dieser Veränderungen, eine persönliche Geschichte zu erzählen. Zunächst dachte ich an einen langen Roman und begann mit den Vorarbeiten. Zu meiner Enttäuschung erwies sich das als hoffnungsloses Unterfangen; ich

kam über die Planung nie hinaus, weil mir die Menschen und die Ereignisse, über die ich schrieb, noch zu nah waren, um Gegenstand einer distanziert-fiktionalen Rekonstruktion sein zu können.

Dann versuchte ich, Teile des umfänglichen Tagebuchs, das ich von 1913 bis 1918 geführt hatte, neu zu schreiben und dabei die realen Namen durch erfundene zu ersetzen, um so auf jene Rücksicht zu nehmen, die noch am Leben waren und die ich in meinen Aufzeichnungen mit jugendlicher, mitunter recht harter Offenheit geschildert hatte. Auch das misslang. Zum einen endeten die Tagebuchaufzeichnungen zu früh, um ein vollständiges Bild abgeben zu können, zum anderen verfälschten die erfundenen Namen die Atmosphäre, das Ganze wirkte unecht.

Am Ende blieb nur, meine eigene, durchaus typische Geschichte vor dem Hintergrund der historischen Ereignisse zu erzählen, dies so ehrlich wie möglich zu tun und dabei Gefahr zu laufen, all jene zu brüskieren, für die eine private Geschichte nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollte, selbst wenn sie allgemeingültig und für diese Öffentlichkeit überaus relevant sein mochte. Aber mir schien, dass ich nur so meinen Plan ausführen konnte, das Leben eines ganz normalen Menschen im Kontext der zeitgenössischen Geschichte zu schildern und auf diese Weise zu zeigen, wie weltweite Ereignisse und Bewegungen das persönliche Schicksal von Männern und Frauen beeinflussen.

Ich habe mich um Ehrlichkeit bemüht, denn ein solches Buch ist nur sinnvoll, wenn es über mich und alle anderen die Wahrheit sagt, wie ich sie sah und noch sehe. Ich zitiere so oft wie möglich aus alten Briefen und Tagebüchern, denn so unausgegoren und konstruiert die Ansichten der jungen Menschen jener Zeit sein mögen, für mich gehören sie mindestens ebenso sehr zu ihrem Vermächtnis wie Reflexionen, die rückblickend mit weitaus mehr Erfahrung entstanden sind. Ich entschuldige mich nicht dafür, dass einige der zitierten Texte die harten Kämpfe wiederaufleben lassen, die meine Generation in ihren frühen Zwanzigern so schonungslos ausgefochten hat. Die Abgeklärtheit eines »mit Gleichmut erinnerten Gefühls« war nicht mein Ziel, vielmehr möchte ich dem allzu einfachen, allzu

bequemen Rückzug ins Vergessen entgegenwirken, der die Wiederholungen der entsetzlichen Gräueltaten in der Geschichte herbeiführt. Es ist kein Zufall, dass mein Buch *de facto* eine Anklageschrift gegen die zivilisierte Welt ist.

Es war schwierig, eine Struktur für diese Aufzeichnungen zu finden, denn es ist im Grunde unmöglich, sich selbst und die wichtigen Menschen in unserem Leben unverfälscht so zu sehen, wie sie vor sieben, fünfzehn oder gar zwanzig Jahren waren. Die Ähnlichkeit zwischen uns und vielen Gleichaltrigen scheint heute, allen Unterschieden in Lebensumständen und Herkunft zum Trotz, erheblich größer zu sein als die zwischen uns und dem Menschen, der wir selbst vor zwei Jahrzehnten waren, denn die ungeheuren Ereignisse und die tiefgreifenden Wandlungen in den Anschauungen, die uns geprägt haben, prägten auch sie. Wie Charles Morgan in *The Fountain* treffend schreibt: »In jeder Sekunde seines Lebens stirbt der Mensch aufs Neue. Nicht die Zeit entfernt sich von ihm, er ist es, der vor der Gleichmäßigkeit und der Unwandelbarkeit der Zeit zurückweicht, sodass er, wenn er später auf sich zurückschaut, nicht sich selbst sieht, nicht einmal – auch wenn man das so sagt – sich selbst, der er einmal war, sondern einen fremden, nach dem eigenen Bilde geschaffenen Geist, mit dem ihn nichts verbindet.«

Die Schwierigkeiten, eine Erzählperspektive zu finden, haben die Fertigstellung des Buches immer wieder verzögert; selbst wenn ich als Angehörige dieser Generation von der Flut der Kriegsliteratur hätte profitieren wollen, ich hätte es nicht eher schreiben können. Als Nachzüglerin und in einem Alter, in dem die prägendsten Jahre meines Lebens schon weit zurückliegen, habe ich nun mein Möglichstes getan, um in einem persönlichen Bericht von den beispiellosen Umwälzungen in den ersten dreißig Jahren meines Lebens zu erzählen.

V. B.

TEIL I

Es war einmal ein Kaufmann, der war über alle Maaßen reich, und hatte solche Schätze, wie sie nicht einmal der König hatte. In seinem Zimmer, wo er Audienz gab, standen drei wunderschöne Stühle, der eine war von Silber, der zweite von Gold, der dritte von Diamanten. Dieser Kaufmann hatte eine einzige Tochter, die hieß Caterina und war schöner als die Sonne.

Eines Tages saß Caterina in ihrem Zimmer. Auf einmal sprang die Thüre ganz von selbst auf, und es trat eine schöne, hohe Frau herein, die hielt in ihren Händen ein Rad. »Caterina,« sprach sie, »wann willst du lieber dein Leben genießen, in der Jugend oder im Alter?« Caterina schaute sie ganz verwundert an, und wußte sich nicht zu fassen, und die schöne Frau frug noch einmal: »Caterina, wann willst du lieber dein Leben genießen, in der Jugend oder im Alter?« Da dachte Caterina: Wenn ich sage: in der Jugend, so werde ich dafür im Alter leiden müssen. Deshalb will ich lieber im Alter mein Leben genießen, und in der Jugend gehe es mir nach dem Willen Gottes. Also antwortete sie: »Im Alter!« »Dir geschehe, wie du gewünscht hast,« sprach die schöne Frau, drehte einmal ihr Rad, und verschwand. Diese hohe, schöne Frau aber war das Schicksal der armen Caterina.

Laura Gonzenbach: *Sicilianische Märchen*

I
ANFÄNGE IN NEWCASTLE

*In Stadt und Land begann unser Geschick,
in Örtchen, abgehängt vom Zug der Zeit.
Früh höhnte mit Tschingbum und Marschmusik
die alte Welt unsere Kindlichkeit.
Doch hörten wir darin kein Warngeläut,
ahnten in süßen Stunden das Gewicht
des Leids, das unserm Eifer drohte, nicht,
nicht das Gericht.*

*So wuchsen wir im Nachhall auf, der kaum
von frührem Krieg verweht war, doch vergessen
zu bald, zu schwach, zu stören unsern Traum
vom Glück, das sicher wir gewähnt – indessen
harrte auf seine Stunde, grimm, besessen,
da eine Jugend vor der Blüte stand,
das Schicksal, das uns hielt, noch unerkannt,
in seiner Hand.*

V. B., 1932

Der Ausbruch des Großen Krieges* war für mich zunächst keine unvergleichliche Tragödie, sondern eine überaus ärgerliche Störung meiner persönlichen Pläne.

Um diese egoistische Sicht auf die größte Katastrophe der Geschichte zu verstehen, muss man – wenn auch nur für einen Moment – etwas zurückgehen, und zwar bis zu den dekadenten Neunzigern, in denen ich zur Welt kam.

Die Familie meines Vaters stammte aus Staffordshire; meine frühesten Erinnerungen an erste Ortsnamen sind die an die »Fünf Städte« sowie die der umliegenden Dörfer in North Staffordshire. Ich war noch sehr klein, als ich durch das Zugfenster die Flammen aus den Schloten der Keramikfabriken sah, die wild in den schwarzen Winterhimmel loderten und mich sehr beunruhigten. Mein Vater und die meisten seiner elf Geschwister waren in einem alten Haus in Barlaston geboren.

Über die weiter zurückreichende Reihe der Ahnen ist wenig bekannt, sie gehörten vermutlich zur Schicht einheimischer Kaufleute und wohlhabender Landbesitzer, was in den Midlands nicht selten war. Diese Familien lebten seit Generationen in unmittelbarer Nähe der Keramikstädte und waren sehr von sich eingenommen, obwohl nichts darauf hinweist, dass auch nur einer von ihnen etwas geleistet hätte, was über das Lokale hinaus von Bedeutung war. Nach unseren spärlichen Familienunterlagen hat nur ein einziger Vorfahr etwas vorzuweisen, ein Richard Brittain, der im Jahr 1741 Bürgermeister von Newcastle- under-Lyme war.

1855, als das viktorianische England, wie die Weltausstellung von 1851 gezeigt hatte, in seinem Reichtum schwelgte, gab mein Urgroßvater seine Anstellung bei einer Privatbank in Newcastle auf, zog von Staffordshire in eine Gegend, die wegen ihrer vielen Töpfereien den Beinamen *Potteries* trug, und kaufte dort eine kleine Papiermühle

*In England und Frankreich heißt der Erste Weltkrieg bis heute »the Great War«, bzw. »la Grande Guerre«. 1933, als *Vermächtnis einer Jugend* erschien, war es – vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – die einzige Bezeichnung. (Anm. d. Übers.)

von einer hugenottischen Familie, die Papiermaschinen erfunden hatte. Das Unternehmen wuchs, und gegen Ende des Jahrhunderts – mein Vater hatte es schon zum Juniorpartner gebracht – kam eine weitere kleine Mühle bei Leek dazu. Aus dieser Fabrik, in der 1889 die wöchentlichen Lohnkosten weniger als £ 12 betragen, stammt der überwiegende Teil unseres Familieneinkommens. Bis er im Krieg in den Ruhestand ging, war mein Vater einer der vier Direktoren, und ich selbst bin insofern Kapitalistin, als ich einige Aktien besitze.

Aus dem Wagnis meines Urgroßvaters ist ein großes und blühendes Unternehmen geworden, das mit modernsten Verfahren und Maschinen ausgezeichnete Papiere produziert, selbst wenn die Haltung seiner Direktoren bis heute Spuren eines wohlwollenden Wirtschaftsfeudalismus des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts aufweist. Die Grundstimmung der Gegend während meiner Kindheit fasst ein Satz zusammen, der in Staffordshire einmal sprichwörtlich war: »Lassen wir den Lärm hinter uns, gehen wir nach Leek.«

Mein Vater war der bestaussehende und vernünftigste Spross einer ebenso vielköpfigen wie starrsinnigen Familie. Die Verwandten missbilligten seine Heirat mit meiner Mutter, denn deren Eltern hatten weder Vermögen noch gesellschaftliches Ansehen, der einzige Posten auf ihrer Habenseite war ihre melancholische Schönheit. In den Augen meiner wohlhabenden Großeltern wäre fraglos die Erbin eines örtlichen Würdenträgers die angemessene Partie für ihren ältesten Sohn gewesen, meine Mutter hingegen war die zweite von vier Töchtern eines notorisch geldknappen Musikers aus Wales, der an einer Kirche in Stoke-on-Trent Organist geworden war. Da sein Gehalt für eine Ehefrau und sechs heranwachsende Kinder nicht ausreichte, gab er Musik- und Gesangsunterricht, was ein bisschen einbrachte, und komponierte Lieder und Orgel-Präludien, was nichts einbrachte.

In jungen Jahren gefiel meinem Vater seine Stimme, er nahm bei dem freundlichen Organisten Gesangsstunden und lernte auf diese Weise meine Mutter kennen, eine anmutige Einundzwanzigjährige, die unter der Fuchtel ihrer lebensfreudigen Mutter und ihrer Schwestern stand. Meine Eltern heirateten in Southport, und zwar in aller Stille, weil mein charmanter, aber mittelloser Großvater plötzlich

und viel zu jung gestorben war. Die Eltern meines Vaters legten nach einem Anstandsbesuch seiner Mutter bei ihrer Mutter keinen Wert auf weiteren Umgang mit diesen bescheidenen neuen Verwandten, und so wohnten die beiden Familien mehrere Jahre lang nur wenige Meilen voneinander entfernt, sahen sich aber fast nie.

Als ich alt genug war, um die Erzählungen meiner jungen und hübschen Mutter zu verstehen, begriff ich, wie verächtlich die Familie meines Vater sie anfangs behandelt hatte. Jahrelang erstaunte mich das. Ich war eine sehr kritische Jugendliche, die Verwandten väterlicherseits waren mir mit ihren strengen Kleidern und dem Staffordshire-Englisch fast alle unsympathisch, obendrein schüchterten sie mich ein. Die Schwestern meiner Mutter hingegen sahen gut aus und waren freundlich; sie hatten schöne Singstimmen und kleideten sich geschmackvoll, außerdem ging jede ihren Weg und das lange, bevor von einer Frau der Mittelklasse berufliche und finanzielle Unabhängigkeit erwartet wurde. Nach meinem Schulabschluss lehrte mich eine kurze Erfahrung mit Buxtons »eleganten Kreisen«, dass die Vorstellung einer Familie von der eigenen Bedeutung nicht immer auf Eigenschaften beruht, die Außenstehende sofort zum gleichen Schluss kommen lassen.

- 2 -

Die ersten Ehejahre verbrachten meine Eltern in Newcastle-under-Lyme, das gemeinsame Leben war zunächst etlichen Schicksalsschlägen ausgesetzt. Ihr erstes Kind, ein Junge, kam tot zur Welt, wenig später erkrankte mein Vater an einer Blinddarmentzündung, die für die grobschlächtigen Provinzchirurgen jener Zeit ein unlösbares Rätsel darstellte und ihn fast zwanzig Monate lang ans Bett fesselte. Doch dann tauchte ich zu früh, aber gesund in der hübschen kleinen Villa in der Sidmouth Road auf, mein Vater war gerade nicht zu Hause, weil er sich in Hanley ein Krippenspiel ansah.

Als ich achtzehn Monate alt wurde, zogen meine Eltern nach Macclesfield, das eine erschwingliche, wenn auch wenig komfortable

Eisenbahnfahrt von den *Potteries* entfernt lag. Die Kindheit, die ich und mein knapp zwei Jahre jüngerer Bruder Edward in unserem Garten, auf dem Feld hinter dem Haus sowie der geraden, schönen Chester Road mit ihren Hecken und Wildblumen verbrachten, war so heiter und ereignislos, wie eine Kindheit nur sein konnte.

Die frühesten Erinnerungen meiner Generation sind zwangsläufig die an gemeinsam gemachte Erfahrungen, dramatische nationale Ereignisse, Lieder, Schlachten und das abrupte Ende von Kämpfen, die viel weiter von uns entfernt und auch viel begrenzter tobten als die, die uns verschlingen sollten. Wie alle Gleichaltrigen begann auch ich um die Zeit des Südafrikanischen Krieges, reales Geschehen von Fabeln und Fantastereien unterscheiden zu können. Vor 1900 war ich zwar lebhaft und eigensinnig, aber eine bewusste Beobachterin dessen, was um mich herum vorging, war ich mit Sicherheit nicht.

Aus dem Nebel einer vage erinnerten Kindheit treten Liedfetzen, »We're Soldiers of the Queen, my lads« und »Good-bye, Dolly, I must leave you«. An einem kalten Frühlingmorgen intonierte eine Orgel triumphierend das erste der beiden Lieder, aus allen Fenstern flatterten Banner und bunte Papierschlangen.

»Das ist, weil unsere Soldaten Ladysmith befreit haben«, beantwortete meine Mutter meine aufgeregten Fragen. Endlich seien die Buren besiegt, »und jetzt kommt Onkel Frank nach Hause.«

Aber Onkel Frank – ein jüngerer Bruder meines Vaters, der Farmer in Südafrika gewesen war und sich bei Kriegsausbruch als Kavallerist der Armee Königin Victorias angeschlossen hatte – kam nie mehr heim; er starb eine halbe Stunde vor Eroberung der Stadt an Typhus.

Ich hatte ihn schon vergessen, als ich ein knappes Jahr später, an einem grauen Januartag, gemütlich in unserer warmen Küche saß und Vögel, Drachen und Prinzessinnen mit sehr langen Haaren zeichnete. Am Kamin saß die kleine dicke Köchin und las dem Hausmädchen aus der Zeitung vor.

»Nun ruhet die Königin«, sagte sie mit Grabesstimme. Ich, eifrig mit meinen Malstiften beschäftigt, konnte natürlich nicht ahnen, dass damit sehr viel mehr endete als ihre Regentschaft, ganz zu schweigen davon, dass nur dreizehn Jahre später die lange Phase

des Wohlstands, in die ich hineingeboren worden war, mit einem Knall zerbersten würde, der in meinem Leben auf ewig nachhallt.

Nach vermeintlich wenigen Wochen – tatsächlich waren es achtzehn Monate und der Friedensvertrag mit Südafrika war unterzeichnet – schmückten Edward und ich den Zaun zwischen dem Rasen und der Heuwiese hingebungsvoll mit Fähnchen, als mein Vater mit besorgtem Gesicht und der Zeitung in der Hand die Auffahrt heraufkam.

»Ihr könnt eure Dekoration wieder abnehmen«, sagte er düster, »Es gibt keine Krönung. Der König ist krank!«

In jener Nacht betete ich inbrünstig, Gott möge den lieben König gesund machen und am Leben lassen. Wer bei Victorias Tod zwanzig Jahre oder älter war, sieht Edwards kurze Regentschaft – ungeachtet der Frage, welchen Anteil dieser unermüdliche Paris- und Biarritz-Besucher an jener Sintflut hatte, die 1914 über uns hereinbrach – vermutlich als eine Atempause zwischen dem viktorianischen Zeitalter und dem Einmarsch der Deutschen in Belgien. Für uns, die Kriegsgeneration, bedeutete diese Zeit viel mehr, denn in diesen neun Jahren wuchsen wir von Kindern zu Jugendlichen oder jungen Erwachsenen heran. An den König selbst habe ich nur zwei Erinnerungen: seine ungelegene Blinddarmentzündung und die fromme Elegie, die ich in bester Edward'scher Manier verfasste, als meine Klasse aus Anlass seines Todes ein Gedicht schreiben sollte.

- 3 -

Unser Haus in Macclesfield hieß Glen Bank und war ein weiß gestrichenes Doppelhaus. Nicht allein wegen der Jagdgemälde und Marcus Stone-Stiche, der schweren Vorhänge, der Mahagonimöbel und der fehlenden Bücher war es typisch für eine Familie der Mittelklasse im Vorkriegsjahrzehnt.

In der langen Tradition meiner väterlichen Großeltern sprachen wir vor dem Frühstück sogar ein Gebet, das alle – angefangen bei meiner Mutter, die unruhig die kochende Kaffeemaschine auf dem Tisch bäugte, bis zu den Dienstmädchen, die nervös auf ihren Stüh-

len herumrutschten, während der Postbote an der Vordertür klopfte und der Milchmann an die Hintertür polterte – ungeduldig und unaufmerksam über sich ergehen ließen. Die Zeremonie endete oft mit einem Tobsuchtsanfall meines Vaters, weil Edward immer zu langsam war und das Vaterunser nicht so schnell sprach wie die anderen.

Mein Vater, ein eigensinniger junger Mann in den Dreißigern, neigte zu solchen Wutausbrüchen, aber sie ängstigten mich nicht, denn er war der Held meiner Kindheit, mein zuverlässiges Bollwerk gegen die verwirrenden Attacken seiner piesackenden jüngeren Brüder und Schwestern.

Weitaus verstörender war ein sonderbares Gemenge irrationaler Ängste, die mich jederzeit überfallen und martern konnten – Angst vor Donner, Sonnenuntergängen, Vollmond, Dunkelheit, dem Ende der Welt und dem Teufel, der mir hinter der nächsten Ecke auflauerte. Ich konnte nicht unter Eisenbahnbögen stehen oder auf einer Brücke einen tobenden Fluss überqueren.

Es gab in meinem Leben niemanden, von dem ich Verständnis für diese demütigende Ängstlichkeit erwarten konnte oder der im Kampf gegen die mysteriösen, mich derart quälenden Phänomene auf meiner Seite stand. Ich wuchs auf, ohne dass rationale Erklärungen diese Ängste erträglicher gemacht hätten, und trug sie unverändert in mir verschlossen ins Erwachsenenalter. Ich sollte später noch oft bedauern, dass ich als Kind nicht gelernt hatte, wie man ihnen begegnet.

Trotz solch sporadischer Schrecken waren die Kindheitsjahre, in denen das Leben so selbstverständlich scheint, alles in allem recht angenehm, wenn auch nicht gerade ruhig. So lange ich zurückdenken kann, war unser Haus voller Musik, und auch wenn sie nie erstklassig war, hat sie im Gegensatz zu anderen, vermutlich wichtigeren Erinnerungen eine erstaunliche Kraft, die Zeiten zu überdauern. Zur Irritation meines Vaters, der sich trotz seiner frühen Gesangsstunden nicht viel aus Musik machte, wurden ständig Lieder, Klaviersolos und später Geigenstücke geübt.

Meine Mutter hatte eine angenehme Sopranstimme und nahm in Manchester Gesangsstunden; bei Hauskonzerten sang sie »When the Heart is Young«, »Whisper and I Shall Hear« oder »The Distant Shore« –

typischer viktorianischer Pathos. Mich beflügelte vor allem das Lied »Robert the Devil«, kaum kehrte meine Mutter mir den Rücken zu und jauchzte inbrünstig »Mercy! Mercy! Mer-sussy!«, stürmte ich in masochistischer Ekstase auf dem Kaminvorleger auf und ab.

Meine erste Begegnung mit der Literatur war weniger inspirierend. Die elterliche Bibliothek in Macclesfield bestand aus ein paar Romanen mit verblichenem Einband, zwei oder drei Handbüchern über Papierherstellung sowie *Household Medicine*, einem dicken Band voller Anweisungen eher moralischer als hygienischer Natur. Damit niemand die Familie literarischer Neigungen verdächtigte, standen die Bücher im kalten, dunklen Speisezimmer versteckt hinter einem dichten Vorhang.

Nachdem ich meine Kinderbücher durchgelesen hatte – Märchenbücher von Andrew Lang und kitschige Kindergeschichten von L. T. Meade –, griff ich heimlich zu den verblichenen Romanen. Das waren vor allem Wilkie Collins, Walter Besant und James Rice, außerdem Mrs. Henry Wood. Ich vergoss etliche Tränen der Rührung über den Kummer von Poor Miss Finch und Lady Isabel Vane.

Mit zehn Jahren entdeckte ich die vielfältigen Attraktionen von *Household Medicine*. Für mich hatte das Thema *Geburt* nichts mit *Sexualität* zu tun, darüber wusste ich nichts und es interessierte mich auch nicht im Geringsten. Was mich allerdings tief beeindruckte, waren verschiedene Anweisungen für Schwangere gegen Ende der Wehen, auch wenn ich mich heute nur noch daran erinnern kann, dass sie die Haare zu zwei Zöpfen flechten und unter dem Nachthemd einen alten Flanellunterrock tragen sollten.

Ich mag etwa acht Jahre alt gewesen sein, als auf einem Kartentisch im Wohnzimmer zwei versprengte Klassiker – möglicherweise ungeliebte Weihnachtsgeschenke – auftauchten. Es handelte sich um die in hässliches senfbraunes Leder gebundene Gesamtausgabe von Longfellows Gedichten sowie um Matthew Arnolds Gedicht *Rostam and Sohrab*. Longfellows Gedichte – auch die schier endlosen »Tales of a Wayside Inn« und »The New England Tragedies« – konnte ich schon bald auswendig. *Rostam and Sohrab* fand ich aber noch faszinierender, und sobald ich sicher war, das Wohnzimmer für mich

allein zu haben, ließ ich meinem schauspielerischen Temperament freien Lauf, das mir schon bei »Robert the Devil« so viel Vergnügen gemacht hatte, und stellte in wilder Pantomime die Leiden des unglückseligen Sohrab nach.

Lovely in Death,
upon the common sand.

Meine Mutter tat pflichtschuldig ihr Bestes zur Förderung unserer literarischen Bildung, indem sie uns sonntagnachmittags Dickens vorlas. Auf diese Weise ackerten wir uns durch *David Copperfield* und *Nicholas Nickelby*, was vielleicht erklärt, warum ich von Dickens nie etwas anderes zu Ende gelesen habe als *A Tale of Two Cities*. Ein erheblich wirkungsvolleres Gegengewicht zur mangelnden Anregung von außen waren die fünf »Romane«, die ich vor meinem elften Geburtstag in besondere Hefte schrieb, die eine treue Gouvernante aus dickem Abfallpapier der Mühle mit viel Geduld für mich gemacht hatte. Ebenso wichtig waren aufregende Geschichten einer sagenhaften Gemeinschaft namens »The Dicks«, die ich Edward erzählte, wenn wir beide abends im Bett lagen, ich im Kinderschlafzimmer, er auf der anderen Seite des Durchgangs im zweiten Kinderzimmer. Ich war immer der Erfinder, er immer der Rezipient dieser fesselnden Geschichten; das begann, als ich etwa sechs Jahre alt war, und hörte erst auf, als ich im reifen Alter von elf zur Schule kam.

Edward war immer ein guter Zuhörer, sein Beitrag bestand darin, auf seiner kleinen Geige geisterhafte und für mich völlig sinnlose Geräusche zu machen. Wenn ich an ihn als Siebenjährigen zurückdenke, sehe ich einen ernsten kleinen Jungen mit braunen Augen und wunderbar geschwungenen Brauen vor mir. Selbst als Kinder stritten wir selten, und auch während der anschließenden Internatszeit, den paar sorglosen Jugendjahren, die unserer Generation gewährt wurden, blieben wir engste Vertraute.

Als ich elf Jahre alt war, verließ uns meine Gouvernante, und wir zogen von Macclesfield nach Buxton, das als »Kurort« des Distrikts Derbyshire galt, in eine graues Steinhaus, damit Edward und ich fortan »gute« Grundschulen besuchen konnten. In seinem Fall war das eine kleine Privatschule, die damals von einem tatkräftigen Buxtoner geleitet wurde; meine bezeichnete sich selbstverständlich als »Schule für die Töchter von Gentlemen«. Die Schule meines Bruders, auf der ihm fraglos eine bessere Bildung zuteil wurde als mir in meiner, bleibt für mich auf ewig mit einem kleinen Vorfall verbunden.

Edward hatte gerade dort angefangen, als ich zufällig am Schulhof vorbeikam, wo die Jungs lärmend ihre Nachmittagspause verbrachten. Ich sah Edward und blieb stehen, er rief einige seiner neuen Freunde, mit denen zusammen wir kurz an der niedrigen Mauer standen und ein bisschen miteinander scherzten. Ich war völlig arglos und bemerkte nicht, dass uns meine Mutter und eine bei uns wohnende Tante auf ihrem Heimweg sahen. Beim Nachmittagstee herrschte eine mir unerklärliche Spannung; wenig später brach der Sturm los, ich wurde heftig ausgeschimpft, weil ich öffentlich mit Edwards Freunden gesprochen hatte.

Diese kleine Episode war ein erster Hinweis darauf, dass die ältere Generation einen freien und unbekümmerten Kontakt zwischen Jungen und Mädchen unanständiger fand als alle pruden Vorstellungen über das andere Geschlecht zusammen. Das weckte in mir einen rebellischen Trotz, der mir seither zu eigen ist.

An meine Grundschule habe ich kaum noch Erinnerungen, nur, dass ich anfangs von zwei unangenehmen kleinen Mädchen schikaniert wurde. Sie waren älter und größer, hatten aber an dieser offensichtlichen Überlegenheit bald keine Freude mehr und begannen, mich zu quälen, indem sie mir, arglos wie ich war, die abstoßendsten sexuellen Details aufdrängten. Meine Eltern hatten sich über meine harmlose Unterhaltung mit Edwards Freunden aufgeregt, aber von dieser wirklichen Gefahr für meine Moral und meinen Seelenfrieden ahnten sie nichts, und ich schwieg aus Scham – allerdings nicht über

die widerlichen Äußerungen meiner Mitschülerinnen, sondern weil ich bei ihren körperlichen Attacken die Tränen nicht zurückhalten konnte.

Es gab in der Schule einige Internatsschülerinnen, aber die meisten stammten aus der Gegend, sodass es im Unterricht praktisch keine Konkurrenz gab. Schon mit zwölf Jahren spreizte ich in einer der oberen Klassen das bunte Gefieder meiner jugendlichen Selbstgefälligkeit, und da die sterbenslangweiligen Sechzehn- und Siebzehnjährigen beharrlich so taten, als sei ich ein Wunderkind, verlor ich bald das letzte bisschen Selbstkritik, um noch erkennen zu können, wie begrenzt meine Leistungen in Wirklichkeit waren.

Als ich in die erste Klasse kam, wurde die Schule von einer steinalten Lehrerin geleitet, eine typische Vertreterin aus guter Familie und ohne Ausbildung, nur wenig später aber folgte eine neue Direktorin mit einem einwandfreien Abschluss von Cheltenham. Dergleichen galt im Buxton jener Tage als außergewöhnliche Qualifikation für eine Schulleiterin, der Bildungsstand meiner Eltern war ähnlich bescheiden. Sie hatten keine Gelegenheit zu mehr Bildung gehabt; meine Mutter hatte die Schule nur sehr unregelmäßig besuchen können, mein Vater, der in den 1870ern mit einem für ihn typischen, aber durchaus nachvollziehbaren Eigensinn gegen Malvern aufbegehrt hatte, war auf die High School in Newcastle-under-Lyme geschickt worden, wo die Jungs sich die Zeit vor allem damit vertrieben, die leidgeprüften Lehrer zu piesacken.

In den rebellischen Tagen meines Vaters an der High School von Newcastle besuchte ein Junge namens Enoch Arnold Bennett die Middle School der Stadt, er stammte aus Hanley, war etwas jünger als mein Vater und ein sehr guter Schüler. Die Schüler der Middle School und die arroganten jungen Tyrannen der High School hatten selbstverständlich so gut wie keinen Kontakt miteinander, und auch als der Verfasser von *The Old Wives' Tale* bereits einen festen Platz in der englischen Literatur hatte, sahen meine Verwandten immer noch auf die Bennetts herab und bezeichneten sie oft als »gewöhnlich«.

Die Schulbildung meiner Eltern entsprach hinsichtlich ihrer Qualität und Dauer dem, was für die provinzielle Mittelschicht jener

Zeit üblich war und dieser völlig ausreichend erschien. Die Freunde meiner Eltern hatten auch nicht mehr Bildung genossen als sie, ich kann mich nicht erinnern, dass wir in den Jahren meiner Kindheit in Macclesfield und Buxton jemals jemanden zu Besuch gehabt hätten, den ich interessanter fand als meine Verwandten oder die intellektuell beschränkten Nachbarn mit ihren noch viel beschränkteren Ehefrauen.

Es waren typische Kleinstadtfamilien, wie es sie noch heute gibt; die Ehefrauen »blieben zu Hause«, die Ehemänner waren Filialleiter einer Bank, ängstliche und uninspirierte Anwälte, bescheidene Kaufleute, die Sicherheit jedem Wagnis vorzogen, oder »Hausärzte«, deren gute Manieren ihre diagnostische Unsicherheit vertuschten. Lehrer wurden nicht eingeladen, weil mein Vater sie langweilig fand. Als unerschütterlicher Verfechter des Freihandels war er immer bereit, mit Fürsprechern von Joseph Chamberlain die ewige Kontroverse zwischen Freihandel und Zolltarifreform zu diskutieren, aber er ließ sich nur sehr ungern von der spannenden Erörterung der Papierherstellung auf uninteressante Themen wie die Bombardierung von Port Arthur oder die blutige Errichtung einer Duma durch die russische Revolutionspartei bringen.

An meine kindlichen Ohren drang kaum je ein Echo von solchen Ereignissen in entlegenen Teilen der Welt, selbst Fragen der Steuer-gesetzgebung, ein zweifellos interessantes Thema, galten als zu anspruchsvoll für ein Schulmädchen. Ich vermute, dass es eben diese Absolutheit war, mit der mir alle Türen und Fenster zur bunten, abenteuerlichen Welt der Literatur, Bildung, Kunst, Politik und des Reisens verschlossen blieben, die meine Kindheit eine Zeit lang so glücklich sein ließ. Auf dem Internat erfuhr ich etwas über die fernen Paradiese des Lernens, der Entdeckungen, etwas über Beziehungen von Menschen mit gemeinsamen Werten, ich lernte, was jenseits der hohen Provinzmauern liegt, die die Stickigkeit eines selbstgefälligen Bürgertums hermetisch nach außen hin abschirmten. Das machte mich sehr unzufrieden und ich beschloss, durch diese Mauern hindurch in ein Paradies der Anmut und des Lichts vorzustößen, das mich, wie ich sicher glaubte, im Süden erwartete.

Ich denke, es war der Amerikaner Albert Edward Wiggam, Autor von *The Fruit of the Family Tree*, der ausgerechnet hat, dass die Hälfte aller herausragenden Männer und Frauen auf der Welt einem Prozent der Bevölkerung entstammt und die vielen mittelmäßigen Millionen der restlichen Menschheit die zweite Hälfte beisteuern. Wenn ich aber wie in meinen späteren Jugendjahren darüber nachdenke, welche unschätzbaren Vorteile es mit sich bringt, in eine Familie wie die der Huxleys, der Haldanes, Frys, Darwins oder Arnolds hineingeboren zu sein, dann erstaunt mich an Wiggams Entdeckung nicht, dass der Durchschnitt nur die Hälfte aller Hochtalentierten hervorbringt, sondern dass es überhaupt einem von ihnen gelungen ist, diesem Schattendasein zu entkommen.

- 5 -

Mit dreizehn, klein für mein Alter und trotz der erfahrenen Mitschülerinnen aus der fünften Klasse noch sehr kindlich, kam ich nach Kingswood in Surrey in das kürzlich eröffnete Internat St. Monica's – eine sichere Wahl, denn die älteste und begabteste Schwester meiner Mutter war eine der beiden Leiterinnen.

Deren Kollegin Louise Heath Jones, eine hochintelligente, lebhaft Frau, hatte ihre Ausbildung in Cheltenham und Newnham erhalten und verstand es, nicht nur die Schülerinnen, sondern auch die Lehrerinnen mit ihrem religiösen Idealismus und überaus eigenwilligen Unterrichtsstil ebenso zu beflügeln wie einzuschüchtern. Ihr leidenschaftlicher Intellekt ließ sie ihr Leben in einem *Tempo* führen, dem ihre zarte Konstitution nicht gewachsen war; kurz nachdem ich von der Schule abgegangen war, erlitt sie einen Zusammenbruch, der den verfrühten Ruhestand erzwang. Sie starb 1931 nach langjähriger Krankheit.

Meine Tante, besonnen und selbstsicher, blieb von 1914 bis Ende 1930 im Amt, und auch ohne Collegeabschluss oder eine spezielle Lehrinnenausbildung brachte sie allein durch ihre Persönlichkeit und ihr natürliches Organisationstalent St. Monica's auf ein beacht-

Die Gedichte wurden ins Deutsche übertragen
von Hans-Ulrich Möhring.

Matthes & Seitz Berlin · Paperback · 072

Erste Auflage dieser Ausgabe 2025

Copyright der deutschen Ausgabe © 2018

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe *Testament of Youth* first published by
Victor Gollancz Ltd. in 1933 © Mark Bostridge & T. J. Brittain Catlin,
Literary Executors of Vera Brittain 1970.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werkes
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen

Satz: Laura Fronterré, Bielefeld

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck, Deutschland

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4523-6

www.matthes-seitz-berlin.de